

Das Engadin

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 35

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646904>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nach einer Viertelstunde kamen sie in die Nähe des Laubparks. Ein Schwarm von mehreren hundert weißen Flügeln hob sich pfeifend und gurrend in die Luft. Im gleichen Augenblick traten oben auf den Mauern schußbereite Wächter auf die Zinnen.

Sie machten vor einer mannhohen eisernen Tür halt. Auf ein Klopfzeichen öffnete sie sich von innen, wie von selbst. Durch einen langen schmalen Gang, der sich alle drei Schritte zu einer Nische mit einem Albanesen ausbeulte, gelangten sie in ein kleines Vorzimmer, mit europäischen Stühlen, Tischen und Geschmacklosigkeiten. Die gegenüberliegende Tür wurde kurz nach ihrem Eintreten lautlos geöffnet. Bubenberg stand vor dem Sultan.

Abdul Hamid saß hinter seinem Schreibtisch. In Greifweite seiner rechten Hand lagen zwei persische Pistolen, wie sie David geschildert hatte. Sie gebärdeten sich harmlos, wie das Spielzeug eines Sammlers. Rechts neben dem Sultan stand der Kabassafal.

Der Sultan lud Bubenberg ein, Platz zu nehmen, der Generaladjutant trat ab.

Das Gespräch begann mit einigen Fragen des Sultans über die Schweizer Schokolade. In jeder Audienz, in der ein Schweizer empfangen wird, spricht der Souverän zunächst von Schokolade.

Ein Kawetschi brachte Kaffee: „Bujurn, Effendi!“

Das Getränk wurde in einer versiegelten Kanne auf den Tisch des Sultans gestellt. Der Kabassafal löste die Schnur. Der Kawetschi nippte aus einer Schale vor den Augen des Sultans und durfte sich nach einigen Verbeugungen wieder entfernen.

Als Bubenberg den Kopf zurückbog, um Kaffee zu schlürfen, fiel ihm ein gemalter Porzellanteller, groß wie ein später Bollmond, in die Augen. Das Brandenburger Tor! Er suchte nun weiter die dunkle Wand nach ähnlichen Dingen ab.

Unter diesen Heiligenscheinen saß der Sultan. Er trug einen weiten schlotternden Gehrock, hielt den Kopf vornüber gebeugt, wie das leibhafte schlechte Gewissen, hatte aschfarbene Gesichtsfarbe und einen abstehenden, rotbraun gefärbten Bart. Augen und Nase waren völlig armenisch. Auffallend flug war die Stirn. In seinem Antlitz gab es verlorene Winkel, in denen sich Gift und Fremdstoffe anhäufen mußten, um in dem wehrlosen Körper dann Krämpfe und Wahnsinnsanfälle zu erzeugen. Auf den geschwollenen Tränenfäden ruhten zwei auffallend große Augen. Im abgedunkelten Raum leuchteten die schwarzen Pupillen kreisrund aus dem grünlich schimmernden Augenweiß heraus; im Tageslicht kniff er sie zusammen.

Wie Scheinwerfer suchten die beiden Augen um Bubenberg herum, trafen eine Sekunde bei ihm ins Schwarze und glitten dann wieder ab. Manchmal verloren die Augen jeden Glanz. Es war, als schaue er in sich hinein. Sie änderten dann fortwährend Form und Farbe, wie Weichtiere in der Tiefsee.

Fortsetzung folgt.

Das Engadin

Mein Engadin! Ein Schönheitsmärchen,
Das Gott am Schöpfertag geträumt,
Ruhst du, vom Frieden deiner Lärchen
Und dunkler Arven eingesäemt.

Du hast im lichten Alpenfranze
Das Perlenbild der blauen Seen
Und siehst in ihrem weichen Glanze
Das Doppelbild der Sterne gehn!

J. C. Heer.

Die Perlenschnur

Skizze aus dem Leben von Maria Scherrer

Die Stadt lag noch im Morgenschlaf. Die Straßengelehrer begannen ihre Arbeit. Da und dort standen zwei zusammen und erzählten sich die neuesten Neuigkeiten. Aus einem kleinen Hinterhaus überquerte eine junge Frau den Platz einer Straßengelehrung. Sie trug, sorglich in einem wollenen Tuch eingewickelt, ein kleines Kind. „Morgen, Frau Kristen, auch wieder ans Tagewerk?“ Die Angeredete nickte freundlich zu den beiden Männern hin, die nicht eben schnell den rauhen Besen über das Pflaster führten. — Frau Kristen eilte zur Kinderkrippe. Das Kleine schlief ruhig weiter auf der Mutter Arm. Von dem rosigem Gesichtchen sah man nur das Stumpfnäschen und ein winziges Haargelock herausquellen aus dem enganliegenden Käppchen. Wieviel mütterliche Zärtlichkeit mußte es doch entbehren, wenn Frau Kristen tagsüber und oft bis spät in den Abend hinein im Kundenhaus pukte und anderer Leute Wäsche wusch. Drei Mal in der Woche mußte sie gar früh am Morgen in einem großen Geschäftshause die Privatbureau der Chefs in Ordnung bringen und da mußte das Kleine wohl oder übel mitten aus dem Morgenschlaf aufgenommen und in die Krippe gebracht werden, denn der Mann war Tag um Tag auf der Suche nach Arbeit und mußte rasch zugreifen können, wenn sich ihm etwas bot. — Und so war es nun immer für die kleine, fast zarte Frau. Harte Arbeit tagsüber und am Abend noch Mutter- und Haushaltspflichten, und der Sorgen grad genug. Der Winter war hart und kalt und die Teuerung machte sich auch in ihrem kleinen Haushalte mit dem fargen Verdienst bemerkbar. — Eine halbe Stunde später stand sie bereits in den schön eingerichteten

Räumen des großen Geschäftshauses. Die Herren schienen gestern wieder eine ziemlich lange Sitzung gehabt zu haben. Es roch nach feinen Zigaretten und Zigarren, nach teuren Schnäpfen und verwandten Dingen. Frau Kristen dachte mit Bitternis daran, daß ihr Bittgesuch um etwas Lohnerhöhung vom Chef abgeschlagen wurde, als sie gestern darum bat. Es sei jetzt gar nicht daran zu denken, die Löhne zu erhöhen bei diesem schlechten Geschäftsgange und was der Ausreden mehr waren. — Frau Kristen hatte früher auch bessere Tage gesehen und war nicht so auf den Kopf gefallen, daß sie nicht dies und das gemerkt hätte, woraus sich unschwer erkennen ließ, daß man für andere Sachen schon Geld hatte; aber eine arme Putzfrau war eben keine elegante, amüsante Dame. — Es war darum nicht verwunderlich, daß sie mit gemischten Gefühlen Ordnung machte in dem eleganten Raum. Die Papiertörbe leerte sie in große Emballage-Säcke im Kellerraum. Ihr Mann durfte die Papierabfälle in einer Hadernhandlung veräußern.

Frau Kristen pflegte die Säcke am Abend zu Hause jeweils noch zu untersuchen, ob sich nicht seltene Marken auf den Umschlägen befänden, oder sonst noch etwas Brauchbares darunter sei. So tat sie es auch wieder, als ihr Mann den letzten Sack nach Hause trug. — Zu ihrem großen Erstaunen kam ihr ein kleines Paket in die Hand, das sicher nicht unter die Papierabfälle gehörte. Sie öffnete es und fand darin eine zierliche Schachtel mit einem wundervollen Perlenhalsband, die Rechnung des Juweliers lag ebenfalls dabei. Frau Kristen griff sich an die Stirne. War es möglich, daß man für ein solches Ge-